



Immer auf der Flucht

Sie haben ein schweres Leben: die wilden Hunde Afrikas. Denn sie zählen zu den gefährdetsten Arten des Kontinents. Und ihr Vorkommen erstreckt sich nur noch über sechs Länder: Tansania, Botswana, Simbabwe, Mosambik, Südafrika und Namibia (Caprivi)

Gert G. von Harling

Altägyptische Abbildungen zeigen, dass afrikanische Wildhunde auch im Land der Pharaonen heimisch waren, heute trifft man sie allerdings nur noch in den Weiten der Steppen und Baumsavannen südlich des Sudans an.

Mit Hyänen sind sie nicht verwandt, gleichwohl sie auch als „Hyänen-Hunde“ bezeichnet werden. Wildhunde verhalten sich untereinander friedlich, mitunter sogar demutsvoll, es scheint, als nähmen besonders schwache Stücke eine Sonderstellung ein. In den bis zu 20 Tiere starken Rudeln herrscht eine feste Rangordnung. Packs dieser Kopfstärke bieten selbst Löwen, Leoparden und Hyänen Paroli und lassen sich von ihnen nicht von ihrer Beute vertreiben. Im Rudel bestehen aber keine so festen Regeln wie bei Löwe oder Wolf, sondern mal ist ein Rüde, mal eine Hündin dominant.

Sie sind nur drei bis vier Stunden am Tag, besser gesagt in der frühen beziehungsweise späten Dämmerung aktiv, aber in dieser kurzen Zeit intensiv. Während der wenigen Stunden, in denen sie jagen, stoßen sie fast an die Grenze des Möglichen, rasen immer auf der Überholspur und verbrauchen unglaublich viel Energie: 15 Megajoule. Zum Vergleich: Ein Mensch

AUF 3 000 EXEMPLARE WIRD DIE ZAHL DER WILDHUNDE IN AFRIKA GESCHÄTZT.

verbraucht durchschnittlich acht, ein Haushund vier Megajoule Energie am Tag.

Wildhunde töten im Verhältnis zu ihrer Größe mehr als jedes andere Tier. Ein ausgewachsener Hund wiegt zwischen 25 und 35 Kilogramm und frisst bis zu sechs Kilogramm während einer „Mahlzeit“.

Im Süden Simbawes läuft seit 1996 das Projekt „Ecology of African wild dogs in an environment with reduced lion and hyena population“. Vor drei Jahren wurde im Rahmen dieses Projektes, kurz „Lowveld wild dog project“ genannt, ein Wildhund mit einem Betäubungsgewehr „erlegt“ und mit einem breiten, auffälligen Halsband sowie einem Sender versehen. Seitdem ist er das Bindeglied zwischen Forscher und Forschungsobjekt.

Der Wissenschaftler Patrick Aust sowie der schwarze Wildhüter Ruiben haben seither regelmäßig Kontakt zu dem „pack“, dem Rudel, und sammelten zahlreiche Erkenntnisse über Wildhunde und deren Lebensgewohnheiten. Es ist bekannt unter dem Namen „Dombopack“ (Dombo heißt Felsen), weil es in den vergangenen Jahren stets in den Felsen gewölft hat. Dort war es durch das Echo der Radiowellen, die von den Klippen zurückgeworfen wurden, nur schwer zu orten.

Im März konnte ich den Forscher auf seiner Arbeit begleiten. Stunde um Stunde hatten wir uns mit dem Geländewagen über staubtrockenen, von Elefantenfährten zerfurchten Boden, durch unwegsamen afrikanischen Busch

gequält, hatten mehrere Kudus gesehen, Zebras waren vor dem Auto davongestürzt, Giraffen beobachteten uns gleich stillen Wächtern aus luftiger Höhe, und je näher die Dämmerung rückte und der Himmel sich in leuchtenden Farben langsam verdunkelte, desto ungeduldiger lauschten wir auf das leise Rauschen aus einem kleinen schwarzen Kasten, in der Hoffnung, Pieptöne daraus zu empfangen.

Die geheimnisvolle „Box“ ist ein Radioempfänger, angeschlossen an eine Richt-Antenne, die unser schwarzer Begleiter Ruiben am ausgestreckten Arm in die Höhe hält, behutsam schwenkt oder langsam rundum dreht, um die Richtung zu ermitteln, aus der die Signale kommen könnten. Gebannt streifen unsere Blicke immer wieder zu dem einer veralteten Fernsehantenne ähnlichen großen Drahtgestell.

Und dann hören wir die ersehnten Töne - gleichmäßig, in regelmäßigen Abständen erklingt es deutlich: peep, peep! Doch schon bald werden sie leiser und verstummen schließlich.

Endlich, eine Stunde später, erneut: „peep, peep“. Ein kurzer Blickaustausch mit dem Wildhüter, und der zeigt nach Norden. „There they are,“ flüstert er. Schon wendet Pat den Wagen, und auf holperiger Piste fahren wir auf dem selben Weg wieder zurück.

Die Zeichen werden lauter, schließlich stoppt das Auto abrupt. „There are only a couple of hundred yards away“, flüstert Pat, stellt den Motor ab - es folgt nur noch Warten, Flüstern und Hof-

fen. Der Technik entnimmt der Wissenschaftler, dass die Hunde nicht mehr ruhen, sie sind in Bewegung.

Ein großer Greifvogel streicht dicht über die Kronen der dornigen Bäume dahin. Nicht nur Raubvögel folgen den wilden Hunden auf ihren Jagdzügen, um an deren Riss zu partizipieren, auch Hyänen, Schakale und andere Prädatoren machen den Wildhunden die Beute oft streitig.

Wir stehen auf den Sitzen des Geländewagens, um bessere Rundumsicht zu haben, unsere Blicke versuchen den dichten Busch zu durchdringen, vergeblich. Endlich erhaschen die Luchsaugen unseres schwarzen Begleiters eine Bewegung.

Wildhunde! Lediglich Schatten erkennen wir, Schemen, die bald mit ihrem Hintergrund verschmelzen und nur noch ahnen lassen, dass sich dort vor uns eine der bedrohtesten Wildarten Afrikas aufhält.

„Von ihnen gibt es weltweit nur noch allerhöchstens 3000 Exemplare, das sind weniger als die bedrohten schwarzen Nashörner. In unserer Conservancy jagen sechs Rudel mit insgesamt 80 Hunden“, flüstert Pat mir zu. Da kaum Konkurrenzdruck durch andere Beutegreifer herrscht, dazu das gute Angebot an Jagdwild und Ruhe vor Touristen, finden die Hunde hier bessere Lebensmöglichkeiten als in Parks.

„Es ist gerade Ranzzeit“, fährt er fort. Im Gegensatz zu ihren domestizierten Vettern, bei denen die Tragzeit 58 bis 63 Tage dauert, wölfen wilde Hunde nach 69 bis 72



lerweise wird nur die Alpha-Hündin eines Rudels läufig und bringt einmal im Jahr ungefähr zehn Junge. Daher hofft der Forscher, dass Ende Mai 110 Wildhunde durch den Süden Zimbabwes streifen werden.

„Unter noch nicht geklärten Umständen wölfen mitunter aber auch mehrere Hündinnen eines Rudels“, erläutert Pat. Er beobachtete, dass vier Hündinnen eines Packs wölfen, nachdem die Alpha-Hündin des Rudels getötet worden war. Er beendet seine Erläuterungen: „In anderen Lebens-

räumen, wo das Beuteangebot nicht so hoch ist, legen sie auf einem Jagdzug 25 bis 30 Kilometer zurück, hier streifen sie nur fünf bis zehn Kilometer umher.“

Heute konnte unsere Neugierde nicht gestillt werden, aber wir wissen, wo sich die wilden Vettern des treuesten Freundes des Menschen aufhalten und sehen dem kommenden Morgen hoffnungsvoll entgegen.

Schnell senkt sich die Dunkelheit über das Low Veld. Konturen von Büschen und Bäumen, Sträuchern und Gräsern verwischen,



**GEJAGT WIRD IN DER DÄM-
MERUNG, DIE JUNGTIERE ER-
BETTeln IHR FUTTER, DAS
DANN AUSGEWÜRGT WIRD.
TAGSÜBER RUHEN DIE WILD-
HUNDE MEIST IM SCHATTEN.**

Tagen. Sie nutzen das Erdloch eines Warzenschweins oder anderer Höhlenbewohner, „renovieren“ es, und meistens bezieht lediglich die Alphahündin diese Behausung.

Das gesamte Rudel ist während der ungefähr zehn Wochen dauernden Aufzuchtzeit der Welpen verhältnismäßig standorttreu, danach bestimmt das Fraßangebot wieder Dauer und Radius des Streifgebietes. Norma-



die Stimmen des Tages, Vogelgezwitscher und Taubenruf, weichen denen der Nacht. Impalasschrecken, in der Ferne grollt ein Leopard, und zahllose Zikaden beginnen mit ihrem Konzert.

„Schon mehrfach sind sie mir auf die Hasenklage zugestanden, aber jetzt sind sie zu weit entfernt“, befürchtet Pat. Die Steppe wird vom Vollmond in ein fast unwirklich helles Licht verzaubert, und langsam fahren wir zurück zum Camp.

Kalt ist es, als wir bei Anbruch des nächsten Tages wieder mit dem offenen Geländewagen durch die Steppe rollen. Ruiben trägt eine dicke Wollmütze, um sich vor der Kälte zu schützen. Geduldig hält er die Antenne in die Höhe, und wieder hängen unsere Blicke gebannt auf dem Wildhüter, horchen und lauschen wir dem Rauschen der Empfangsbox.

Kaum eine Stunde im Veld, es ist bereits taghell, da bestätigen uns die klaren Töne der Technik: Wir sind dem Rudel ganz nah, und plötzlich taucht über dem verdorrten Gras ein Paar dunkle, runde Gehöre auf, dann ein Kopf, der überdimensional groß wirkt. Ein zweiter erscheint, ein dritter, und schließlich äugen zwanzig Hundeaugen zu uns herüber.

Unschlüssig erhebt sich eines der Tiere nach dem anderen. Ihre Ruten zucken nervös, wedeln unruhig wie bei einem aufgeregten Impala. Und schließlich traben alle zehn Hunde davon. Ein imposanter Anblick die großen bunten Caniden mit ihren 70 Zentimetern Schulterhöhe.

Pat vermutet, dass sie an diesem Morgen keine Beute gemacht haben und daher am Abend früh mit ihrer Jagd beginnen werden, weil sie der Hunger quälen wird.

Gegen 16 Uhr empfangen wir wieder Signale. Das Rudel ist ungefähr zwei Kilometer entfernt. Wir umfahren ein großes Sumpfgelände und erreichen eine riesige Grassteppe, auf der wir weite Sicht haben. Der Kasten sendet unauf-



hörlich Signale. Günstige Verhältnisse!

Und dann verraten Geier in einem alten Affenbrotbaum, dass die Hunde seit unserem letzten Zusammentreffen doch Jagderfolg hatten. Die großen Vögel harren bewegungslos in den Zweigen.

Langsam quält sich der Wagen über umgefallene Bäume, durch tiefen Sand und ausgetrocknete Bachbetten. Plötzlich trollen vier Hunde in federndem Trab an uns vorüber. Sie haben uns nicht bemerkt, jedenfalls nehmen sie nicht sichtbar Notiz von dem Auto. Nach wenigen Sekunden hat sie der dichte Mopanebusch verschluckt.

Vier weitere Hunde entdecken wir. Sie ruhen im Schatten eines Dornenbusches. Ohne ersichtlichen Grund werden sie plötzlich unruhig, ihre Gehöre spielen, als versuchten die Tiere etwas Besonderes zu vernehmen, als lauschten sie angestrengt. Dann verteilen sie sich, bilden eine breite Front, und schon stürmt ein Impala in voller Flucht auf uns zu und an uns vorüber.

Neun Hunde, woher sie kamen, ist mir unerklärlich, jagen hinter der Antilope her. Bis zu siebzig Stundenkilometer erreichen die Hunde bei einer Hetze. Im Nu ist der Spuk wieder verschwunden. Ruiben lacht. „They are just playing“, meint er.

Kurz darauf trabt aus der Richtung, aus der die Antilope erschienen war, ein weiterer Hund und folgt in federndem Trott den anderen. Er hatte seinen Artgenossen das Wild zugetrieben. Ruiben hatte sich geirrt. Die Raubtiere spielten nicht, folgten dem unerbittli-

EIN BESENDERER WILDHUND FÜHRT DIE FORSCHER ZUM RUDEL.

chen Gesetz der Wildnis, einer Jagd mit blutigem Ausgang.

Als wir nämlich das Rudel nach einer Stunde wieder orten, ist es noch in Bewegung. Gespannt folgen wir der Richtung die uns der Sender angibt.


Da! Im grünen Bewuchs regt sich etwas. Wir haben sie erneut gefunden. Durch das Fernglas erkenne ich rosa Zungen, die über blutige Fänge lecken. Ein Hund trägt einen Brocken Fleisch fort, andere liegen regungslos im Gras, nur ihre Rückenlinien sind auszumachen und ab und zu die großen charakteristischen Gehöre. Alle Tiere scheinen mit Fressen beschäftigt zu sein. Der Wind weht starken Raubtiergestank herüber.

Einer der Hunde ist anscheinend nicht satt geworden. Er versucht seine Rudelgenossen zu animieren, weiterzujagen. Dann lässt er sich zu Boden plumpsen und leckt einem seiner Artgenossen

den Fang, erwartet wahrscheinlich herausgewürgte Nahrung. Leises Quietschen und Winseln ist zu vernehmen.

Zwei balgen sich, springen aneinander hoch, erinnern an das Spiel kleiner Haushunde. Über eine Viertelstunde erfreuen wir uns an dem Treiben, haben endlich genug Muße, die „bunten Räuber“, wie Brehm die Hyänenhunde nennt, zu beobachten. Ihre Färbung erscheint auf den ersten Blick sehr auffällig, aber sie gewährt den Tieren hier in afrikanischen Busch fast perfekte Tarnung. Die Farbenvielfalt ist fast unglaublich: ocker, gelb, weiß, braun, schwarz, grau und golden, und kein Rudelmitglied ähnelt im Fleckenmuster auch nur annähernd einem anderen.

„Ich beobachtete, dass sie ihre Beute schneller als Löwe und Leopard töten, weil sie die Bauchdecke ihres Opfers aufreißen und als erstes Herz und Lunge fressen“, raunt der Wissenschaftler und fährt fort: „Um ein 40 Kilogramm schweres Impala bis auf die letzten Knochen zu fressen, benötigte ein 14-köpfiges Rudel zehn Minuten.“

Allmählich kehrt Ruhe im Rudel ein. Einer nach dem anderen tut sich nieder, selbst von der erhöhten Ladefläche des Geländewagens aus sind sie in dem hohen Bewuchs schließlich nicht mehr auszumachen. 

Wolfgang Schenk

ATELIER FÜR TIERPRÄPARATIONEN

Häusges Mühle
56412 Daubach, Montabaur
Telefon 0 26 02-9 04 56
Fax 0 26 02-1 72 01

www.schenk-taxidermy.com
Schenk-Taxidermy@t-online.de

